Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 62 (1991)
Heft: 12

Artikel: Wendezeit : "Ein Heim ist schlechter als die schlechteste Familie"
Autor: Brunner, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-810429

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zentralschweizerischer Heimleiter- und Heimleiterinnen-Verband (ZHV)

Herbsttagung 1991 mit dem Thema «Heimtaxen 1992»

Die Fachgruppe Altersheimleiter lud ihre Mitglieder am 22. Oktober 1991 ins Alters- und Pflegeheim «am Schärme» in Sarnen ein. Die Präsenz von 53 Heimleiterinnen und Heimleitern dokumentierte eindeutig die Bedeutung, welche die Mitglieder diesem Problemkreis zumessen.

Wenn die Heimleiter meist auch nicht die Heimtaxen selber festlegen, sie haben sie zu begründen und dafür zu sorgen, dass der Finanzhaushalt im Heim stimmt. Mit sichtlichem Engagement wurden die kostenverursachenden Faktoren im Heim analysiert, im Bewusstsein, dass die heutige und künftige Kostenentwicklung eine jährliche Anpassung der Taxen bewirkt, was vor einigen Jahren meist im Zwei- bis Drei-Jahres-Turnus der Fall war. Die Feststellung, dass der Personalbestand pro Bett in der Innerschweiz wesentlich tiefer als in der übrigen Schweiz liegt, lässt einiges erahnen, abgesehen von der Entwicklung der Personalkosten aufgrund der angekündigten Forderungen der Personalorganisationen. Unsere politischen Instanzen dürften in den nächsten Jahren und Jahrzehnten dem Altwerden mehr als nur beiläufige Bedeutung schenken müssen, auf jeden Fall mehr als dies im vergangenen Wahlkampf der Fall war.

Für 1992 sehen die vertretenen Heime eine Taxerhöhung von 6 bis 10 Prozent vor, wobei neben der Teuerung zusätzliches Personal und die allgemein grösser werdende Pflegeintensität das ihrige beitragen werden. Die Feststellung, dass viele Heimtaxen aus politischen Überlegungen festgelegt werden, die von Gemeinde zu Gemeinde variieren können, verursacht grosse Unterschiede, auch innerhalb der Innerschweizer Kantone, und die Vergleichsmöglichkeiten werden damit erschwert. Trotzdem lohnte sich der von Coach *Alois Fässler* inszenierte gründliche Vergleich der Heimtaxen unter den Anwesenden. Allgemein wurde anerkannt, dass ein fundiertes Rechnungswesen, sei es nach BAK oder mit einer herkömmlichen Kostenrechnung, die Basis für eine effiziente Kostentransparenz bilde, welche sowohl bei den Heimverantwortlichen als auch bei den Behörden und den Zahlern das Verständnis wecke und Unsicherheiten abbaue.

Eine Führung durch das Heim durch das Heimleiterehepaar Ursula und Zdenek Madera sowie ein gluschtiges Zvieri rundeten einmal mehr das Treffen der Innerschweizer Heimleiterinnen und Heimleiter ab.

Dumeni Capeder, Luzern

Hier bin ich Mensch,
hier darf ich's sein.
Johann Wolfgang von Goethe

Wendezeit
«Ein Heim ist schlechter als die schlechteste Familie»

Diese Feststellung und/oder Behauptung gilt es zu *wenden!* Obwohl Jahrzehnte seit der letzten Heimkampagne vergangen sind, erinnern wir uns nur allzu gut ihrer Forderungen und – seien wir ehrlich genug! – der Aufdeckung gravierender Mißstände. Ruhige, dem inneren und äusseren Aufbau von Heimen gewidmete Zeiten beruhigten zusehends die . . . vielleicht einmal gehabten . . . unguten Gefühle, und vielerorts wurde und wird die damals geforderte stete Rückbesinnung und Überprüfung der Lebensqualitäten in den Heimen nicht mehr vernachlässigt.

Wenn heute aber namhafte Psychologen vor einer zunehmenden Verschlimmerung der Erziehungsprobleme warnen, Drogenfälle und/oder extreme Verwahrlosungserscheinungen einzelne Heime erschüttern und Versorger gewisse Heime meiden für die Unterbringung ihrer Schützlinge, in manchen Heimen die eigentliche Erziehungsarbeit durch Leitbild- und/oder betriebliche/arbeitszeitrechtliche Fragen gelähmt ist, stellt sich doch die Frage, ob die Heime und ihre Verantwortlichen nicht allzusehr theoretische «Heimbilder» konzipieren und zu wenig darauf bedacht sind, den *Heimalltag zu «renovieren»,* das heisst ihn den neuen Forderungen anzupassen, so dass das Heim wirklich ein Daheim werden kann für die Kinder, Jugendlichen und Betagten. Denn gewisse Grundsätze haben in allen Heimen ihre Gültigkeit – überall gilt Goethes Satz vom Menschsein. Die «Insassen» in den Heimen sind nicht vorerst Betagte, Behinderte, Kranke, Asoziale, Verwahrloste, Drögeler, Dumme oder Linkische, sondern *Menschen – Mitmenschen.*

Noch selten wurde so viel geschrieben, diskutiert, theoretisiert, konzipiert und nach neuen Wegen gesucht, wie in den vergangenen Jahren. Davon zeugen unzählige Bücher und Artikel im VSA-Fachblatt. Noch selten wurde die Heimarbeit so intensiv hinterfragt, neu strukturiert und organisiert. Und trotzdem bleibt das Unbehagen. Zu viele un- oder berechtigte Vorurteile belasten die Arbeit und erschweren kontraproduktiv die Wirksamkeit der Heimmitarbeiter. «Ich habe mich als Mitglied in einem Leitungsteam wie die ErzieherInnen auch zu fragen begonnen, ob es denn wirklich so sein muss, dass so viele schon nach ein bis zwei Jahren ausgebrannt und entmutigt die Arbeit verlassen? Ob Heime auch heute noch so aussehen müssen, dass sie von weitem als solche zu erkennen sind? Ob die Durchsetzung von Macht und Hierarchie innerhalb der Heime wirklich notwendig und Kooperation derart schwierig sein müssen? Ob Heimarbeit nur noch im Ausfüllen des berühmten Kästchens und als Rädchen im Getriebe einer

komplizierten betriebswirtschaftlichen Organisation besteht? Ob Verwaltung statt Erziehung der Bewohner, wie ich es nennen möchte, herrschen muss, weil nicht mehr die Erfordernisse eines häuslichen Zusammenlebens auf der Wohngruppe oder die Bedürfnisse des einzelnen Vorrang haben, sondern sturer und übertriebener Ordnungssinn, möglichst störungsfrei geregelte Abläufe und mitarbeiterbezogene, arbeitsgerechte Regelungen? Ob Heimarbeit als Job aufgefasst werden kann, ob dann aber nicht die pädagogische Arbeit unter den Tisch fällt? Ob die Harmonisierungstendenzen und der Wunsch vieler Heimleiter nach Konfliktfreiheit in ihrem Heim nicht ersetzt werden sollten durch eine Teamfähigkeit, die versteht, mit Konflikten umzugehen? Was wird *für* eine konstruktive Zusammenarbeit von seiten einer oftmals sich überfordernden Heimleitung getan? Ob es nicht hilfreicher sein könnte, Konflikte, die häufig allzu lange totgeschwiegen wurden, nur um den Schein zu waren, in kooperativer Teamarbeit aufzuarbeiten? . . .» (R. Simmen: Heimerziehung im Aufbruch)

Das Heim und das Heimleben erweisen sich als sehr labil, als empfindlich auf alle gesellschaftlichen Einflüsse reagierend und deshalb auch als sehr störungsanfällig der Kritik ausgesetzt.

«Es braucht Mut, sich Gedanken zu machen über die Lebensgemeinschaft ‚Heim'. Aber es lohnt sich, in der heutigen Zeit mehr denn je!» (Ch. Bärtschi an der VSA-Jahrestagung 1987)

Mensch werden, Mensch sein, mitmenschlich wirken braucht Mut.

Es braucht viel *Mut, um die Organisation «HEIM» mit qualifiziertem, sinnvollem, zukunftsfreudigem Leben zu erfüllen.* Grundsätzlich sollte, könnte und müsste ein normales Familienleben als Vorbild dienen.

1. «Den Sinn erhält das Leben einzig durch die Liebe»,

schreibt Hermann Hesse und fährt weiter: *«Je mehr wir zu lieben und uns hinzugeben fähig sind, desto sinnvoller wird unser Leben.»*

Es ist damit sicherlich kein verwaschenes, sentimentales Liebliebsein gemeint. Menschenbildende Liebe ist jene *Du-Bezogenheit, die die uneigennützige kreative Entfaltung unseres Nächsten zulässt und fördert.* «Der Mensch ist zwar ein soziales Wesen, aber in der heutigen Gesellschaftsform mehr eigennützig als solidarisch orientiert. Unsere Gesellschaft und Heime sind daher nur in kleinen Bereichen solidarisch, in weiten Teilen ist Solidarität nur Worthülse für handfeste Interessenvertretung bestimmter Gruppen. Ich wünsche mir und Ihnen, dass wir nicht Redner und Rednerinnen, sondern Täter und Täterinnen auf dem Gebiet der Solidarität werden. Wir müssen bereit sein, auf etwas zu verzichten. Solidarität ist nie gratis!» (Zitiert aus dem Referat von Regierungsrat Rolf Ritschard.)

Sind diese markanten Worte zur tätigen Liebe, gehört an der VSA-Jahrestagung 1991 in Solothurn, schon wieder vergessen oder von den Managern und Machern der «neuen Heimwelten», in denen Wohnstubenatmosphäre und Solidarität durch grosszügige Selbstverwirklichungsmöglichkeiten ersetzt sind, als «unfassbare» Visionen einiger die Forderungen der Jetztzeit nicht erfassender, nicht ernstzunehmender Idealisten oder gar Illusionisten ad acta gelegt?

«Alle wissenschaftlichen Instrumentarien sind Schall und Rauch, sofern sie sich nicht von einem fundamantalen Interesse am persönlichen und gesellschaftlichen Wohl des Menschen leiten lassen! Wissen und Analysieren habe ich deshalb immer als einen Beitrag hin zu mehr Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität verstanden. . . . Ohne Zweifel ist die Arbeit in einem Heim kein Job wie jeder andere: Überdurchschnittliches inneres und äusseres Engagement sind gefordert. Kühle Distanz und Abgehobenheit nach der Art eines Sozialtechnikers sind nicht gut möglich. Es ist eben kein auswechselbarer Job, sondern eine Arbeit, die den ganzen Menschen fordert. Diese vielfältige und anspruchsvolle Aufgabe erfordert wohl eine leidenschaftliche Gelassenheit, die das durchschnittliche Mass sprengt.»

So hat seinerzeit der neue VSA-Bildungsbeauftragte, Paul Gmünder, praktische Nächstenliebe in den Heimen, im Leben überhaupt interpretiert zugunsten einer menschlicheren Welt. *Mit den Händen, mit den Füssen, mit den Ohren und Augen, mit dem Herzen, ganzheitlich muss der Mensch dem Menschen in Liebe begegnen.*

2. Die Familie als Vorbild für das Heim

Das Heim ist eine künstliche Gemeinschaft, hat sich jedoch in den vergangenen Jahrzehnten immer deutlicher die Familie als Vorbild genommen. «Und es braucht nun viel Mut in der heutigen Zeit», um mit Christian Bärtschi zu reden, «damit sich unsere Institutionen (wieder) zu wirklichen Lebensgemeinschaften entwickeln, zu Lebensgemeinschaften zwischen Betreuten und Betreuern».

Lebensgemeinschaft ist eine existentielle Notwendigkeit

Der Mensch braucht für seine Entwicklung und sein Menschsein den Mitmenschen. «Es ist mir immer klarer geworden, dass die schwerste Krankheit, die ein menschliches Wesen überhaupt erfahren kann, die ist, unerwünscht zu sein», sagt Mutter Teresa aus Kalkutta. Viele Menschen, besonders Kinder, spüren, dass sie unerwünscht waren und deshalb in Heimen leben. Viele Gastarbeiter erleben, dass sie nicht Gäste oder willkommene Arbeitskräfte sind für unbeliebte Aufgaben, sondern unerwünschte Ausländer. Strafentlassene, «Schnapsbrüder», Penner, Fixer, Asoziale, «Gestörte», Verwirrte, Behinderte usw. leben ein Leben ohne Liebe, ohne Anteilnahme, ohne Geborgenheit. Das sind harte Tatsachen. Früher standen die Heime weit ausserhalb der Dorfgemeinschaft. Heute stehen sie mitten drin in der Stadt, und ihren Insassen mangelt doch die zwischenmenschliche Anteilnahme. Damit ein Leben sinnvoll und lebenswert ist, braucht der Mensch mehr als Sauerstoff, Nahrung, Betriebsamkeit, Licht und Wärme. Er braucht vor allem die Zuwendung anderer Menschen, die echte Lebensgemeinschaft, die Hoffnung schenkt. Nur so kann sich gesundes Leben entfalten und seinen Sinn erfüllen.

Den Nächsten annehmen, denn er ist wie du!

Den Nächsten liebend annehmen, so wie er ist, ist schwer! Als Martin Buber nach einem Vortrag über die Nächstenliebe von einer Dame angesprochen und gefragt worden war: «Sagen Sie, Herr Buber, wie kann ich meinen Nächsten lieben, wenn ich mich selbst nicht liebe?» hinterfragte er diesen biblischen Textteil und riet der Dame: *«Liebe deinen Nächsten; denn er ist wie du!»* Martin Buber erklärte dazu: «Hiermit wird ausgesagt, dass dein Mitmensch, was immer auch der Augenschein sein mag, der ihm

Bosheit, Hinterlist, Hass in deinen Augen verleiht, im Grunde genauso schwach, gebrechlich und den Ängsten des Daseins ausgesetzt ist wie du selbst. Dieses *Sein-wie-Du* entwaffnet also viel von der Angst, die du vor deinem Nächsten haben könntest», weil du ihn nicht verstehst, ihm nicht richtig zu helfen weisst, sein Anderssein nicht ganz erfassen kannst, dich ganz einfach unsicher fühlst. Sobald Unsicherheit und Angst verschwinden, öffnen sich die Tore des Herzens für die Nächstenliebe. Erst dann bin ich bereit, mit diesem Menschen zu leben, erst dann kann das Heim echte Heimat werden.

In der Familie und im Heim daheim sein

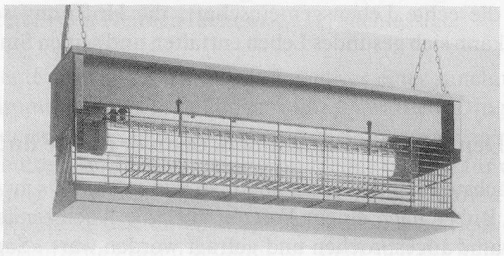
«Das Heim kann für den Zögling nur dann wirklich Heim sein, wenn es auch für den Mitarbeiter – und da schliesse ich den Heimleiter, die Heimleiterin, das Heimleiterehepaar ein – ein Daheim ist. Natürlich machen wir den Begriff des Daheimseins nicht von der Anzahl der Nächte abhängig, die ein Mitarbeiter im Heim verbringt oder verbringen muss. Der Erwachsene muss sich im Heim auch wohlfühlen – wohlfühlen nicht verstanden im Sinne von äusserer Sicherheit, Sicherung, sondern im Sinne einer inneren Stimmigkeit, im Sinne der Möglichkeit, sich im Heim kreativ entfalten zu können. Arbeit, degradiert zur blossen Pflichterfüllung, bedeutet Tod.» (Christian Bärtschi: «Lebensgemeinschaft – ein fast vergessener Gedanke im Heim» – VSA-Fachzeitschrift I/88)

Das heutige Heim mit seinen vielen ganz- und teilzeitlichen, verschieden ausgebildeten MitarbeiterInnen ist eine schwerfällige Organisation, ein Organismus, der durch seine Heterogenität störungsanfälliger ist als die Familie. Das Heim muss also strukturelle, personelle, kommunikative und ökonomische Bedingungen schaffen, die garantieren, dass

1. jedem Menschen, der im Heim leben muss, die Entfaltung und Erhaltung seiner Persönlichkeit gesichert ist und
2. jedem Mitarbeiter und jeder Mitarbeiterin Möglichkeiten für verantwortliches pädagogisches Handeln eröffnet sind.

«Dabei darf nicht nur nach einem Kompromiss gesucht werden zwischen den vermeintlichen Forderungen und Bedürfnissen des Heiminsassen einerseits und den formulierten Interessen, Forderungen und Bedürfnissen des Mitarbeiters andererseits; Heimleben, die Lebensgemeinschaft im Heim muss so organisiert werden, dass die Bedürfnisse, Interessen und Forderungen der Insassen mit denen des Mitarbeiters in Einklang gebracht werden können. Alle Bedingungen, Regeln, Vereinbarungen, Beschlüsse, Absprachen und Anweisungen müssen danach befragt werden, ob sie dem Ziel der Heimgemeinschaft, dem Wohle der Insassen und den Interessen des Mitarbeiters gleichermassen dienen oder nur hinderlich sind.» («Heilpädagogische Heimerziehung», div. Autoren.) Nur dann kann echte Lebensgemeinschaft entstehen.

FLY-Ex = Insektenvernichtung ohne Chemie



speziell für Spitäler, Alters- und Pflegeheime geeignet. SEV-geprüft – 2 Jahre Garantie. 3 Modelle zum Aufstellen – zur horizontalen oder vertikalen Wandbefestigung – zum Aufhängen.

Bezugsquellennachweis: INDUTEC AG, Postfach 25, FL-9490 Vaduz, Tel. 075 2 21 52, Fax: 075 2 79 91

Die Lebensgemeinschaft braucht Kontinuität

Probleme entstehen. Partnerschaften zerfallen oder werden zur Hölle der Familie. Mitarbeiterzwistigkeiten lähmen die Heimgemeinschaft – wie schnell werden Lebensgemeinschaften zerstört, wenn keine Vertrauensverhältnisse bestehen oder vertrauensvolle Aussprachen möglich sind. «Neue Besen» wischen gut . . . bis die alten Probleme wieder auftauchen. Durch «Rotation» und «frischen Wind» werden die zwischenmenschlichen Probleme selten geregelt, höchstens verschärft. Das *zwischenmenschliche Kontinuum* ist eine der grundlegenden Voraussetzungen jeder Familie und jeder Heim-Gemeinschaft. Wo diese Sicherheit fehlt, mangelt gegenseitiges Vertrauen und Verständnis. Und beide sind die Eckpfeiler jeder Lebensgemeinschaft. Sie «steht oder fällt» mit der *Verlässlichkeit ihrer Glieder.*

Des andern Stärken stärken

Unsere Gesellschaft ist stets um den anderen Menschen besorgt und kennt aufs beste seine . . . Schwächen. Die werden ihm nicht vergeben. Die belasten ihn tagtäglich und immer wieder. Eindrücklich und wegweisend ist deshalb das Bekenntnis von Fritz Schmied, der mit über 90 Männern, die meisten im fürsorgerischen Freiheitsentzug stehend, im Murimoos Wege zu einer tragfähigen Gemeinschaft sucht:

«Einen wichtigen Grundsatz möchte ich nennen: Nicht ständig nach den Schwächen zu suchen und darin zu wühlen, sondern die Stärken eines jeden einzelnen zu betonen und zu fördern und diese Stärke als positiven Aufhänger zu benützen. Er kommt aus der simplen Einsicht, dass wir ja alle einen kleineren oder einen grösseren Sprung in der Schüssel haben, und dass wir es alle nicht sehr schätzen, wenn man den Finger immer ausgerechnet dorthin legt, wo der Sprung am grössten ist.»

3. Der Ehevertrag begründet die Familie – das Leitbild des Heimes «hält» seine Lebensgemeinschaft

Wenn sich Menschen zu einer Partnerschaft und Familiengründung finden, haben sie (meistens) ganz bestimmte Vorstellungen, Erwartungen und Hoffnungen. Sie beschliessen, gemeinsam auf dem Weg zu einem gemeinsamen Ziel zu sein, einander auf diesem Weg zu helfen, zu fördern und dadurch zu bereichern.

Ebenso sollte ein Heim (und seine Mitarbeiterschar) geleitet sein von bestimmten Vorstellungen, von einer Grundvorstellung über den Menschen, seine Welt, seine Erwartungen im Heim und den Möglichkeiten, ihm zu helfen, ihn zu stützen, zu fördern, seine Persönlichkeit entfalten zu lassen. P. Dr. Ziegler hat in einem VSA-Seminar («Der Chef als Vorbild», Januar 1988) sehr eindrücklich den Wert und die zusammenhaltende Kraft einer *Heimphilosophie als Grundlage einer Heimkultur* betont. «Das Leitbild eines Heimes und damit einer gesellschaftlichen Einrichtung für jene, die in der heutigen Gesellschaft noch nicht oder nicht mehr Heimat gefunden haben, aber dennoch Heimat brauchen, dies aber so, dass ihnen das Heim die Heimat nicht ersetzt, sondern – ein Stück weit – auch bietet», ist der *Leitgedanke, der «rote Faden», das Fundament des Heimes,* was nicht nur den

MitarbeiterInnen und Insassen, sondern auch den Versorgern und Angehörigen Wegleitung und Garant ist.

P. Dr. Ziegler:

«Dieses Leitbild des Heims wird (nur) wirksam, wenn es auch in Leitsätzen formuliert wird.

- Das Leitbild enthält die Grund*vor*stellung eines Heims.

  Aus dieser Vorstellung muss jedoch auch eine *Einstellung* werden. Aus der Vorstellung wird Einstellung, indem man aus dem Leitbild die entsprechenden Leitsätze als Leitlinien des Verhaltens entwickelt. Sie sind der Inbegriff der *Heimethik*. Die *Leitlinien sind dadurch die Entscheidungshilfen.*

- Diese Leitsätze geben an, nicht was und wie wir über Menschen denken, sondern *wie wir mit den uns anvertrauten Menschen umgehen sollen.* Es geht also um die grundlegenden Umgangsformen im Heim. Es geht nicht um Höflichkeitsformen, sondern um Regeln für den Umgang untereinander und miteinander, die für alle verpflichtend sind und denen sich auch alle verpflichtet wissen.»

Garant und Vorbild einer solchen Heimphilosophie und Heimethik sollte – deshalb der Titel des Seminars! – der Heimleiter sein. Er sollte diese «Lehre» mit seiner Mitarbeiterschar in der Praxis umsetzen: *Heimkultur ist die ins alltägliche Leben, ins Praktische umgesetzte Heimphilosophie.* Manches ist sicherlich nicht schriftlich fixiert, vieles vielleicht nicht voll bewusst, aber es schwingt mit, und diese «Schwingungen spielen eine nicht unwichtige Rolle in einem Heim. Heimkultur ist der *Stallgeruch* des Heims. Dieser ist nicht das Entscheidende am Stall, aber an ihm erkennen die Tiere ihren Stall, fühlen sich wohl und daheim. Zum Stallgeruch gehören Fragen, wie etwa

- wie werden bei uns Feste gefeiert,
- wie stehen bei uns Blumen auf dem Tisch,
- wie nehmen wir an den Freuden und Leiden der andern im Heim teil,
- wie reden wir miteinander,
- wie verhalten wir uns bei Missgeschicken,
- ist unser Reden und Tun echt, wahrhaft, vorbildlich,
- verstehen wir Spass,
- glauben wir (wirklich) an das Gute in unserem Nächsten und bewirken das Gute?

Eine ins Praktische umgesetzte Heimphilosophie, Leitsätze, die zu einer Heimkultur führen, sind die Grundlage und ergeben «den Stallgeruch, der Heimatgefühle bewirkt». Sie ergeben, um mit Pestalozzi zu reden, die *Wohnstubenatmosphäre,* oder in der heutigen Sprache ausgedrückt, das *therapeutische Milieu.* (Christian Bärtschi: Von der Wohnstubenpädagogik zum Begriff des therapeutischen Milieus.)

Eine solche Heimphilosophie müsste auch die Grundlage jedes Heim-Konzeptes sein. *Diese Heim-Ethik und die ins Praktische umgesetzte Heimphilosophie sind verbindlich für alle Menschen, die mit dem betreffenden Heim in Beziehung stehen. «Der Stallgeruch» ist die grosse Chance, dass das Heim zur Heimat wird* (und damit nicht schlechter, vielleicht sogar etwas besser ist als . . . siehe Titel!).

«Wir leben in einer Zeit der psychologischen Hochstapelei. Wir suchen – und finden – Gründe und Motive für dieses und jenes unmotivierte Handeln. Wir verschreiben uns und anderen Analysen und Konzepte, wo in Wirklichkeit doch nur eines nötig wäre: Mehr Liebe, unsere Bereitschaft zum Lieben und die Bereitschaft unserer Mitmenschen, auf dieses Angebot zu antworten.» (A. L. Balling: Liebe macht keinen Lärm.)

Hans Brunner

In der Reihe der Schriften zur Anthropologie des Behinderten ist im VSA Band VI erschienen unter dem Titel

Menschliche Leiblichkeit

Die Schrift enthält Beiträge von Dr. Imelda Abbt, Dr. med. Karl Heinz Bauersfeld, Prof. Dr. Hans Halter und Dr. Ludwig Hasler. Die Texte laden ein zum Nachdenken über die Leiblichkeit, «weil wir dabei auf mancherlei und oft unerwartete Zusammenhänge stossen, die wir wohl erwägen sollten», wie Dr. Fritz Schneeberger im Vorwort festhält.

«Wir können nicht ausweichen: Leiblichkeit dominiert. Wo immer wir Zeitungen und Prospekte öffnen, Fernsehwerbung oder Nachrichten konsumieren, stossen wir auf Leiblichkeit.» Anderes scheint aus einer Gegenwelt zur Leiblichkeit zu stammen, denn auf dem bedruckten Papier melden sich auch die Verkünder geistiger Selbstfindungs- und Erlösungswege. Wir begegnen täglich der «Körperkultur» und sprechen andererseits vom «Leib» als vom beseelten Körper. Die Ent-Leibung ist der Tod, die Trennung von Leib und Seele. Überschätzen wir den Körper als höchstes Gut? Wie ist es, wenn der Leib zunehmend zur Last wird? Wie, wenn der innere Mensch abgebaut ist und er trotzdem in seinem Leib weiter vor sich hin lebt?

Auf solche und ähnliche Fragen will die nun vorliegende Schrift eine Antwort geben. Band VI ist zum Preis von Fr. 15.50 beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zu bestellen, wo auch alle übrigen Bände dieser Schriftenreihe erhältlich sind.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

..... Expl. Band I
«Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer»
4 Texte von Dr. H. Siegenthaler Fr. 10.60

..... Expl. Band II
«Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» –
Texte von Imelda Abbt, Norbert A. Luyten, Peter Schmid u. a.
Fr. 14.70

..... Expl. Band III
«Begrenztes Menschsein» – Texte von O. F. Bollnow, Hermann Siegenthaler, Urs Haeberlin u. a. Fr. 18.60

..... Expl. Band IV
«Staunen und Danken» – Fünf Jahre Einsiedler-Forum des VSA Fr. 19.–

..... Expl. Band V
«Selber treu sein» – Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlimann, Rudolf Zihlmann Fr. 13.50

..... Expl. Band VI
«Menschliche Leiblichkeit» –
Texte von Imelda Abbt, Karl Heinz Bauersfeld, Hans Halter und Ludwig Hasler Fr. 15.50

Name und Vorname _____

Genaue Adresse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift, Datum _____

Bitte senden Sie diesen Talon an das Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.